

Marie von Ebner-Eschenbach : zu ihrem achtzigsten Geburtstag

Autor(en): **E. G. / Ebner-Eschenbach, Maria von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **14 (1909-1910)**

Heft 12

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische
Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2. 50, halbjährlich Fr. 1. 25. **Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Frl. Dr. E. Graf, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frau Zurlinden-Bern; Frl. Benz-Zürich; Frl. Blattner-Aarau; Frl. Wohnlich-St. Gallen.

Inhalt von Nummer 12: Marie von Ebner-Eschenbach. — Eine dumme Geschichte. — Aphorismen. — Schweiz Lehrerinnenverein. — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch. — Stellenvermittlung.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Zu ihrem achtzigsten Geburtstag.

Von E. G.

Im Jahre 1863 schrieb Friedrich Hebbel in sein Tagebuch: „Amüsierte mich gut, besonders mit einer Gräfin, die gut sprach und mir interessante Dinge erzählte. Sie ist an einen Baron Ebner verheiratet und leider, wie ich später erfuhr, eine heimliche Schriftstellerin.“

Dieser Frau, die in Männeraugen durch ihre Schriftstellerei an Wert verlor, verlieh die Wiener Universität zu ihrem siebzigsten Geburtstage die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie mit der schönen Begründung des Literaturhistorikers Minor:

„Sie werden es hier in diesem Diplome lesen, dass wir, wie alle Welt, in Ihnen nicht bloss die erste unter den lebenden deutschen Schriftstellerinnen verehren, sondern auch, von jedem Geschlechtsunterschied abgesehen, einen der ersten unter den Schriftstellern in Deutschland und Österreich. Wir Männer der geistigen Arbeit wollen nicht nur das gottgegebene Talent, sondern ebenso sehr auch die unermüdliche Selbstzucht ehren, die Sie Ihrer grossen Begabung haben angeeignet lassen. Denn nicht in raschem Anlauf, im Sturm, sondern in unverdrossener ehrlicher Arbeit haben Sie sich Ihren Lorbeer errungen. Sie haben sich selbst Mittel und Wege für Ihre künstlerische Arbeit gesucht und gefunden, und Ihre Erstlinge liegen weit hinter Ihnen auf einem ganz andern Felde als Ihre reifen Früchte.“

Wir ehren in Ihnen ferner die Persönlichkeit, der an weitem geistigem Horizont, an umfassender und zugleich tiefer Welt- und Menschenkenntnis wenige in der zeitgenössischen Literatur gleich sind, keiner gewiss überlegen ist. Wir

verehren die ethische Weisheit, die aus Ihren Aphorismen spricht, die nicht blendende Paradoxien, sondern der Ausdruck einer reifen, durchgebildeten Weltanschauung, eine echte und rechte Philosophie des Lebens sind. Und endlich: wenn es auch uns Akademikern gestattet wird, einer bestimmten Geschmacksrichtung Ausdruck zu geben, so freuen wir uns auch, in Ihnen den Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen und die verbrauchten leeren Schlagworte von Idealisten und Realisten überwunden zu sehen. Gerade darum aber dürfen Sie den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, seit dem Tode Fontanes der einzige Schriftsteller der ältern Generation zu sein, der sich bei den Alten und bei den Jungen der gleichen Anerkennung erfreut.“

Die also geehrte Dichterin, Marie Dubsy, wurde am 13. September 1830 auf ihrem väterlichen Schlosse Zdislavie in Mähren geboren. Sechszehn Tage später entriss der Tod der Kleinen die Mutter, eine von allen hochverehrte Frau. Eine schwärmerisch geliebte Stiefmutter füllte später die Lücke im Leben des Kindes aus, doch nicht für lange. Auch sie starb bald, und Baron Dubsy führte seinen Kindern eine zweite Stiefmutter zu. Marie von Ebner hat uns ihre Kindheit in dem herrlichen Buche „Meine Kinderjahre“ erzählt. Sonnige und düstere Tage, Kinderwonne und Kinderschmerz lässt sie an uns vorüberziehen. Die Familie verbringt den Sommer auf dem Landgut, den Winter in Wien. So lernt die Dichterin von Jugend auf Stadt- und Landleben kennen. Das Oberhaupt, der gütige aber gestrenge Vater, ist eine edle, ehrfurchtgebietende Gestalt, für alle eine imponierende Autorität. Die hochverehrte und vielgeliebte Grossmutter erwärmt mit mildem Licht das Leben der mutterlosen Kinder. Am schlimmsten ist es um den Unterricht der Kleinen bestellt, der von französischen Gouvernanten oberflächlich und mechanisch erteilt wird. Doch die junge Komtesse Marie ergänzt durch eifrige Lektüre die Lücken ihres Wissens und hat auch in spätern Jahren nie aufgehört, ihre Bildung zu vervollkommen. Früh schon machte sie Verse, was aber von den Ihren, von Schwester und Grossmutter, durchaus missbilligt wird. Und doch kann sie es nicht lassen. Der erste, der ihrem Talent eine kleine Ermutigung zuteil werden lässt, ist der grosse Vetter Moritz, ihr künftiger Gatte, den die Kinder Onkel nennen. In den „Kinderjahren“ ist diese Episode, die übrigens für die junge Dichterin zum Wendepunkt wurde, mit so viel köstlichem Humor erzählt, dass ich es mir nicht versagen kann, sie hier zu wiederholen.

„Onkel Moritz erwies uns nach dem Diner manchmal die Ehre eines Besuches im Schoolroom. Er belächelte unser fortwährendes Französischparlieren und bedauerte die arme deutsche Wissenschaft, weil wir gar keine Notiz von ihr nahmen. Wohin man auch blickte, weit und breit war kein deutsches Lehr- und Lesebuch zu erschauen. Und unsere Hefte, die auf dem Tische lagen, die er zur Hand nahm und durchblätterte! Sie trugen die Aufschriften: „Grammaire“, „Calligraphie“, „Dictée“, „Dictée“, „Calligraphie“, „Grammaire“. Die Abwechslung war gering. Nun aber, zu meinem Entsetzen, kam ihm ein Heftchen in die Hand, das ich, von Mademoiselle am Lehrtisch beim Dichten überrascht, in eines meiner grossen Hefte geschoben und dort vergessen hatte. Er schlug es auf und las: „Ode à Napoléon“ — mein letztes Gedicht. Etwas grandios Heroisches, das der Nachwelt, wenn es ihr erhalten geblieben wäre, erst den rechten Begriff vom Genie des Imperators gegeben hätte. Den Schluss bildete ein „cri de haine“ an die Adresse des perfiden Albion, dem ich schmachvollen Untergang auf Erden, im Jenseits die ärgste Höllepein verhiess.

„Von wem ist denn das?“ fragte Onkel Moritz in einem Tone, bei dem mir heiss und kalt wurde, und der so wegwerfend war, dass meine Schwester sich in meiner Ehre gekränkt fühlte. Die Getreue, der meine Dichterei doch so herzlich zuwider war, nahm sie einem andern gegenüber in Schutz und sagte mit allerliebster Würde, als ob von etwas Respektablem die Rede sei: „Es sind Gedichte von der Marie.“ Er lachte, las weiter und verzog während des Lesens keine Miene, und ich hatte die Empfindung, dass mich jemand würgte, und dass mir dabei hunderttausend Ameisen über die Wangen liefen und über den ganzen Körper, mit kalten, hastigen Füsschen.

Nach einer Zeit, in der ich mir einbilden konnte, dass ein Begriff der Ewigkeit mir aufgegangen war, legte Onkel Moritz das Heftchen auf den Tisch zurück. Gleichgültig, wie wenn es ein Knäuel Zwirn oder irgend eine andere Geringfügigkeit gewesen wäre. Ich wagte nicht, ihn anzusehen, und noch weniger, ihn zu fragen: „Hat es dir denn gar nicht gefallen?“ Was wir gestern gelitten haben, ist nichts; was wir heute leiden, ist alles. Die Abfertigung, mit der Grossmama mich vor einigen Jahren so unglücklich gemacht hatte, erschien mir bei weitem weniger grausam als das Schweigen des ersten Lesers meiner von Flammen der Begeisterung durchloderten Ode.

Im Laufe der Woche erhielt ich eine hübsche, mit einem Seidenband umwundene Rolle zugeschickt. Sie enthielt sehr gutes Zuckerwerk und einen Briefbogen. Auf den hatte der Onkel mit seiner beneidenswert klaren, gleichmässigen Schrift das Loblied auf den Rhein aus dem „Waldfräulein“ von Zedlitz hingesetzt. Vom Anfang bis zum Schlusse:

Es singen die Sänger zur Harfe Laut,
Was sie im Nebel der Lüfte geschaut!
Sie singen fort bis diese Stund,
Noch ist geschlossen nicht ihr Mund;
Sie werden singen vom stolzen Rhein,
Solang er fliesst in das Meer hinein!

Nun aber folgte ein Epilog:

O sing auch du, du deutsche Maid,
Nicht fremden Ruhm in fremdem Kleid!
Du bist ein Spross aus gut german'schem Blut,
Was deutsch du denkst, hab deutsch zu sagen auch den Mut.

Diese Verse galten mir! An mich waren sie gerichtet, und ich fühlte mich dadurch hochgeehrt und ausgezeichnet. Und wie leuchtete ihr Inhalt mir ein und erhellte mir das Herz! Ich durfte sagen, was ich mir dachte, wenn ich es nur in deutscher Sprache sagte. Ein sehr Gestrenger sanktionierte mein Dichten unter dieser Bedingung. Aber — „was deutsch du denkst“ ... Es kam mir nicht vor, dass meine Gedanken gebürtige Deutsche wären. Als kleine Kinder hatten wir fast nur Böhmisch und später dann fast nur Französisch gesprochen — und die Sprache, die wir reden, ist doch die, in der wir denken. Eine strenge Selbstüberwachung begann. Meine Einfälle wurden auf ihre Nationalität geprüft. Innerlich fand meine Umgestaltung von einer französischen in eine deutsche Dichterin geschwinder statt, als je die Verwandlung einer Raupe in einen — sagen wir — Kohlweissling stattgefunden hat. Von der Notwendigkeit, mir die deutsche Sprache als meine Denksprache anzugewöhnen, war ich sofort überzeugt,

und keinesfalls hat meine Sangesfreudigkeit eine lange Störung erlitten. Der Hymnus an den Rhein bekam eine zahlreiche Nachkommenschaft. Mit ganz besonderer Wonne schwelgte ich im Wohlklang des Verses: „Es singen die Sänger zur Harfe Laut“ . . . Die Harfe bildete denn auch die köstlichste Bereicherung meines neuen poetischen Hausrats, und bald begann es in meinen Liedern von Harfenklängen zu tönen. Doch vertauschte ich oft das musikalische Rüstzeug der Barden mit der Laute der Minnesänger, weil sich auf „Laute“ so viel mehr und lieblichere Reime finden lassen, als auf das stolze, herbe „Harfe“.

Am 3. Juli 1848, im Revolutionsjahr, trat Marie Dubsy mit dem ersten Beschützer ihrer jugendlichen Muse vor den Traualtar. Baron Moritz v. Ebner-Eschenbach war Soldat und Gelehrter, Professor an der Ingenieurakademie. An ihm fand sie einen verstehenden Freund, mit dem sie fünfzig Jahre lang in reiner, ungetrübter Harmonie zusammenlebte. Das Jahr 1898, das goldene Hochzeitsjahr, entriss ihr den treuen Gatten. Kindersegen blieb ihr versagt, doch bewahrheitete sich an ihr das eigene schöne und trostreiche Wort: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder.“ Kinder waren der Liebreichen ihre Neffen und Nichten, die sie mit mütterlicher Zärtlichkeit in ihr Herz schloss, Kinder waren ihr alle Notleidenden, die sie mit unerschöpflicher Güte überschüttete, und Kinder waren ihr die zahlreichen Gestalten ihrer dichterischen Schöpferkraft.

Ihrer Seele nahe standen drei Freundinnen, die zu den bedeutendsten Frauen ihrer Zeit gehörten: die philosophisch veranlagte Ida Fleischl, die jedes neue Werk der Ebner vor seiner Herausgabe prüfte und kritisierte, die lyrische Dichterin Österreichs, Betty Paoli, und die Verfasserin des Romans „Die letzte Reckenburgerin“, Louise von François. In selten schöner und treuer Freundschaft war sie mit dieser grossen Dichterin verbunden, die ihr, der jüngeren, literarischen Rat und, was noch mehr ist, innige, verehrungsvolle Liebe gab.

Marie von Ebner hat auch ihre Freundinnen überlebt. An Ruhm ist sie reicher, an Liebe ärmer geworden. Dies zeigen uns drei bedeutungsvolle Geburtstagsfeste der Dichterin. An ihrem fünfzigsten Geburtstage steht sie inmitten ihrer Lieben, keine schmerzliche Lücke klappt im Familien- und Freundeskreis. Allein ihr Dichterruhm ist noch recht schwach. Ihr Streben hat ihr nur Enttäuschung und Misskennen gebracht. — Ihr sechzigster Geburtstag: Grosses Fest auf Zdislavic. Noch scharen sich all ihre Lieben um sie. Der Gatte beschert ihr Bilder aus der Heimat, die herzlichsten Glückwünsche treffen ein von den alten Freundinnen Betty Paoli, Ida Fleischl, Louise von François. Jetzt ist sie keine unbekannte oder verkannte Dichterin mehr, sondern Festgrüsse bekannter und unbekannter Verehrer, hunderte von Briefen und Telegrammen, zahlreiche, das Verdienst der Erzählerin warm anerkennende, kritische Würdigungen verschönen die häusliche Feier. — Und an ihrem siebzigsten Geburtstag, da gehört die Ebner ganz der Öffentlichkeit. Seit Grillparzers 80. Geburtstag wurde solche Verehrung keinem österreichischen Poeten gezollt. Im Burgtheater wurde ein Ebner-Abend eröffnet mit einem Festprolog von Ferdinand v. Saar. Die Frauen Wiens widmeten eine von Zehntausenden unterschriebene Adresse, für deren Bilderschmuck die ersten Malerinnen, für deren Text zwei Dichterinnen gesorgt hatten. Freunde in der Heimat und im Reich hatten eine silberne Ebner-Medaille prägen lassen, die von Paul Heyse mit einem Huldigungsgedicht begleitet war. Aus München kam ein Festgruss, der in schönen Worten die Ebner als Künst-

lerin und als Persönlichkeit preist, unterzeichnet von den Kunstgrößen Münchens. und die Wiener Universität verlieh ihr die Würde eines Ehrendoktors. Bescheiden nahm die Gefeierte all die Huldigungen entgegen. Ihr Gatte, ihre Freundinnen konnten den grössten Tag ihres Lebens nicht mehr mit ihr feiern. — Am 13. September war ihr achtzigster Geburtstag. Noch einsamer ist es um sie her geworden. Sie hat ihre Lebensgenossen, aber nicht ihren Ruhm überlebt.

Marie von Ebner blickt zurück auf ein unsterbliches Lebenswerk, eine erfolgreiche Künstlerlaufbahn. Leicht ist ihr der Weg zur Höhe nicht geworden. Ihr Aphorismus: „Der ans Ziel getragen wurde, darf nicht glauben, es erreicht zu haben“, ist auf sie nicht anwendbar. Sie wurde wahrlich nicht ans Ziel getragen. Sie musste sich zwar nicht durch die materielle Not des Lebens durchkämpfen; aber als Künstlerin wurde ihr keine Förderung zuteil. Als österreichische Komtesse mangelhaft und oberflächlich unterrichtet, von den Vorurteilen ihres Standes umgeben, als Mädchen ausgeschlossen von den Bildungsmöglichkeiten des männlichen Geschlechts, musste sie ihre eigenen, einsamen Wege wandern. „Wofür würde ich angesehen werden, wenn ich anfangen wollte, Griechisch und Latein zu lernen? Ganz einfach für verrückt. Ich war ja nur ein Mädchen. Was gehört sich alles nicht, schickt sich alles nicht für ein Mädchen! Himmelhoch türmen sich die Mauern vor mir empor, zwischen denen mein Dichten und Trachten sich zu bewegen hatte, die Mauern, die mich — umfriedeten.“ („Meine Kinderjahre“.)

Der feurige Geist der Ebner übersprang diese Mauern. Sie las und lernte unermüdlich, sie dichtete unentwegt weiter trotz der Missbilligung, die sie von seiten ihrer Familie, trotz der Ablehnung, die sie von seiten der literarischen Kritik erfuhr. Im Anfang versuchte sie sich im Drama, schrieb Tragödien, wie „Maria Stuart“ und „Madame Roland“, und geistreiche Gesellschaftsstücke. Einige davon wurden im Burgtheater aufgeführt, aber sie errangen keinen bleibenden Erfolg. Da versuchte sie's als Erzählerin und errang sich im Herbste des Lebens erst den unbestrittenen Dichterlorbeer.

Es ist nicht möglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes das reiche Schaffen der Dichterin voll zu würdigen. Ihre gesammelten Werke umfassen neun Bände, die aber die ganze Jugenddichtung der Ebner und auch ihre Altersdichtung nicht umschliessen. Nach dem 70. Geburtstage hat sie uns noch ihr reizendstes Buch „Meine Kinderjahre“ und einen Renaissance-Roman, die Frucht ihres Aufenthaltes in Italien, geschenkt.

Wie gesagt, es ist unmöglich, die zahlreichen Kinder ihrer Muse auch nur zu nennen, geschweige denn kritisch zu beleuchten. Nur einige charakteristische Vorzüge ihrer Dichtung sollen hervorgehoben werden.

Ich fange mit dem Geringsten an, mit dem Stil. Die ehemals französische Dichterin schreibt ein Deutsch von vollendeter Reinheit. Einfach und klar, wie die Schriftzüge ihrer Hand, ist ihre Sprache, nirgends übertrieben oder gesucht, immer schlicht und treffend und doch nicht ohne Schmuck. Vielleicht hat gerade das Studium der französischen Literatur sie zu dieser Anmut und Klarheit geführt.

Ebenso scharf und treffend wie ihr sprachlicher Ausdruck ist ihre Beobachtungsgabe. Natur und Menschen sind mit sicherem Auge erfasst. Es ist ein Genuss, ihre knappen, aber plastischen Schilderungen zu lesen. Sie sieht charakteristische Merkmale, die wir Alltagsmenschen übersehen. Und nicht nur das Äussere der Menschen sieht sie, sondern auch ihre Seele. Sie ist Menschen-

kennerin par excellence. Dies beweisen nicht nur ihre Erzählungen, sondern auch ihre Aphorismen. Als Dichterin schafft sie die mannigfaltigsten Individuen, zaubert sie immer neue und originelle Gestalten vor unser Auge. Als Denkerin fasst sie die Resultate ihrer Menschenbeobachtung in kristallhelle, funkelnde Sprüche zusammen.

Marie von Ebner kennt nicht nur die Erwachsenen, sondern auch die Kinder. Unsere modernen Kinderpsychologen haben kein Buch geschrieben, das als künstlerische Darstellung der kindlichen Seele, ihrer Leiden und Freuden den „Kinderjahren“ der Ebner gleichkäme. Die Greisin versetzt sich völlig zurück in die Seele des kleinen Mädchens auf Zdislavic und erzählt die Eindrücke des Kindes, wie das Kind sie erhalten, fast immer rein und unvermischt. „Wer sich an seine eigene Kindheit nicht mehr deutlich erinnert, ist ein schlechter Erzieher“, lautet einer ihrer Aphorismen. Sie erinnert sich ihrer Kindheit, deshalb versteht sie das Kind und vermag es ungekünstelt darzustellen. Feinste Kinderpsychologie finden wir auch in ihren Erzählungen „Der Fink“, „Ein Verbot“, „Der Vorzugsschüler“ und in ihrem Erziehungsroman „Das Gemeindegeld“.

Aber auch die Tierseele versteht die Allesverstehende. Nicht vergeblich hat sie die Hälfte ihres Lebens auf einem Landgute zugebracht. Nicht vom menschlichen Standpunkte aus sieht sie die Tiere, sie kann sich in sie hineinversetzen und vermag so in der kurzen Erzählung „Krambambuli“ ein Tiergeschick von erschütternder Tragik zu schildern.

Und nun zum Schluss erwähne ich das Höchste und Schönste und ihr Eigentümlichste, was Marie von Ebner als Künstlerin geschaffen hat. Eine schöne, klare Sprache, feine Psychologie, das sind Vorzüge, die sie mit andern Dichtern teilt. Aber niemand hat wie sie es verstanden, die sittliche Schönheit zu verkörpern. Tugendhafte Menschen wirken leicht langweilig. Die Tugendhelden der Ebner sind immer interessant und ergreifen uns aufs tiefste. Ich denke da an Overbeck, an den Helden der Erzählung „Der gute Mond“ u. a. Es ist namentlich der starke, zartsinnige Mann, der uns in ihren Dichtungen immer wieder entgegentritt. Aber auch Frauengestalten von hinreissender seelischer Schönheit hat sie geschaffen. Das, was Schiller die schöne Seele nennt, den Menschen, der gut sein muss, ohne innern Kampf, weil er eben nicht anders kann, hat die Ebner der Kunst erobert.

Sie konnte die sittliche Schönheit darstellen, weil sie selbst eine schöne Seele war. Hinter ihren Werken leuchtet die feine, im besten Sinne des Wortes adelige Persönlichkeit hervor. Ihr Wesen war Güte. „Die Güte, die nicht grenzenlos ist, ist keine Güte.“ Dieser Ausspruch ist nicht erdacht, sondern erlebt.

Heute, zu ihrem achtzigsten Geburtstag, bringen wir ihr für ihr schönes Lebenswerk und ihr schönes Leben unsern verehrungsvollen Dank entgegen. Wir haben es nötig, uns am Anblick solcher Frauen zu stärken, um im Kampfgetümmel den Glauben an unser Geschlecht nicht zu verlieren. Sie selber hat tapfer zu uns gehalten und der Frauenbewegung ihre Sympathie geschenkt. Das Beste aber, was sie ihr geschenkt hat, ist sie selbst.
